

Gerhard Oberlin

KLEIST Text + Deutung
VERSTEHEN



Königshausen & Neumann

Gerhard Oberlin
—
Kleist verstehen

Der Autor Dr. Gerhard Oberlin arbeitet als Freier Literatur-, Kultur- und Sportwissenschaftler mit Wohnsitz in Tübingen. Nach einer internationalen Laufbahn als Lehrer, Schulleiter und Fortbilder war er unter anderem Dozent für deutsche Sprache und Literatur an der Beijing Foreign Studies University und am Deutsch-Chinesischen Institut der University of Business and Economics, Beijing/China. Zuletzt Gastdozent der Hebrew University in Jerusalem, der Malayalam University in Tirur/Kerala und am Pookoya Thangal Memorial Government College in Perinthalmanna/Kerala. Jüngere und jüngste Buchpublikationen: *Goethe, Schiller und das Unbewusste* (2007); *Modernität und Bewusstsein. Die letzten Erzählungen Heinrich von Kleists* (2007); *Die letzten Mythen. Untersuchungen zum Werk Franz Kafkas* (2011); *Der Wahnsinn der Vernunft. Georg Büchners „Lenz“*. Die Krise des Subjekts in der Moderne (2014); *Delphi – das Orakel. Zentrum der antiken Welt* (2015); *Warum? Todesflug 4U9525* (2015); *Kindheit im elektronischen Zeitalter. Eine Verteidigungsschrift* (2016); *Krieg im Herzen. Das Drama der ungeliebten Gefühle* (2016); *Das unendliche Objekt. Religion und Psyche* (2017); *Warum wir lachen – warum wir weinen. Das Gefühl zum Film* (2017); *Wunder oder Wahn. Hölderlins spirituelle Ekstasen* (2017); *Asche zu Asche. Unser Leben. Meditationen über den Tod* (2017); *Warum wir uns verführen lassen – die Botschaft der Märchen* (2017); *Kreativität und Psyche – Zur Psychologie des Künstlerischen* (2018); *Kafkas ungeschriebene Ästhetik* (2018); „Nun muss sich alles, alles wenden“ – *Perspektiven der Zukunft* (2018); *Die innere Schweiz – ein Psychogramm* (2019); „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ – *Deutsche Seele. Ein Psychogramm* (2019); *Klettern am Limit – Philosophische Botschaften* (2019); *Blutrausch – Gewalt beim Menschen* [mit A. Sfountouris] (2020); *It's NOT a Man's World – Das Jahrtausend der Frauen* (2020); *Apokalypse – Endzeitfantasien* (2020). *Eifersucht – Movens, Motiv, Motivik* (2020); *Die Gesellschaft von unten – Unser Umgang mit Fäkalien* (2021); *Der Hybride Charakter – Persönlichkeit im autoritären Liberalismus* (2021); *Die Welt im Rausch – Vom Feiern und Festen* (2021). Er ist Herausgeber der Bände: Argyris Sfountouris: *Trauer um Deutschland. Reden und Aufsätze eines Überlebenden* (2015); Argyris Sfountouris: *Schweigen ist meine Muttersprache. Griechenland – seine Dichter, seine Zeitgeschichte* (2017) und Argyris Sfountouris: *Sternstunden – Logbuch einer Liebe* (2021).

Gerhard Oberlin

Kleist verstehen

Text + Deutung

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2022

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Mit freundlicher Genehmigung.

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-7622-0

www.koenigshausen-neumann.de

www.ebook.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

*Denn nicht wir wissen, es ist allererst ein
gewisser Zustand unsrer, welcher weiß.*

H. v. Kleist (SW II: 323)

Inhalt

Vorrede	7
Einführung	9

Text + Deutung

Die Marquise von O....	19
Das Erdbeben in Chili	85
Die Verlobung in St. Domingo	117
Das Bettelweib von Locarno	179
Der Findling	199
Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik	231
Der Zweikampf	265
Arbeitsbibliothek	319

Vorrede

Als ich mit den Vorarbeiten zu meinem ersten Kleist-Buch begann – dies hier ist das zweite –, war ich mit dem Aufbau eines pädagogischen Projekts in der Volksrepublik Laos beschäftigt. Das war im Jahr 2002. Ein Jahr später, bereits in der Phase der systematischen Untersuchungen, trat ich meine Stelle als wissenschaftlicher Lektor an zwei Universitäten in Peking an. Die Abfassung konnte ich ein Jahr später in Hongkong vornehmen und abschließen. In all jener Zeit musste sich der „Genius der Poesie“, wie Heinrich Heine Heinrich von Kleist nannte, an asiatischen Verhältnissen messen lassen. Umgekehrt maß *er* diese Verhältnisse mit den Augen seines Werks. Die industrielle Revolution, deren Verwerfungen und Umschichtungen er im Europa des frühen 19. Jahrhunderts am Horizont heraufkommen sah, spielte sich in den verschiedensten Stadien und Formen vor meinen Augen ab, je nachdem, wo in Asien ich in diesen Jahren unterwegs war. Für Kleist-Studien schien es keinen passenderen Ort zu geben als die verarmten Landregionen der Grenzgebiete zu Russland oder die von Millionen entwurzelter Bauern überschwemmten chinesischen Megastädte. So fand ich den Satz des Literaturhistorikers Gerhard Schulz im Umkehrschluss bestätigt: „[...] die Reise zu Kleist ist immer eine Reise um die Welt“ (Mehigan 2000: xiii).

Auf der Waage der dort mit Macht (um nicht zu sagen: Gewalt) ausgebrochenen „modernen Zeiten“ schien der Mensch nichts mehr zu wiegen. Das ständig von mehr als dreißigtausend Bittstellern bewohnte „Petitioners’ Village“ im Herzen Pekings ließ Michael Kohlhaas als privilegiert erscheinen, dessen späte Nachahmer im Kampf gegen Korruption und Enteignung keinen Fürsprecher kannten, der das Blatt hätte wenden können. Ich habe mich oft gefragt, wie nach solchen Massenopfern an Bindung, Glück und seelischer wie physischer Gesundheit eines Tages wohl der Spuk des Bettelweibs aussähe, der diese monumentale, von der „Großen Mauer“ geschützte Burg ihren Bewohnern einst würde zum Albtraum machen.

Kleist, so vermutete ich, hätte die Reise durch diesen Weltteil auch gerne in Person gemacht, war er doch zeit seines kurzen Lebens nicht nur auf dem Papier ein Reisender, der es, gemessen an seinen knappen Mitteln, „weit“ brachte, zum Beispiel nach Paris, Bern, Prag, um nur die von Frankfurt/Oder abgelegeneren Städte zu nennen, wenn er auch nicht wie sein Schriftstellerkollege Adelbert von Chamisso bis in die Südsee oder gar um die ganze Welt reisen konnte.

In China ist Kleist, anders als sein „eigentlicher Blutsverwandter“ Franz Kafka (1999: 275), nicht einmal auf dem Papier gewesen, auf dem er doch sonst ohne Weiteres Ausflüge nach England, Ungarn oder Griechenland, ja selbst bis nach Chile und Haiti machen konnte.

Mich hat er damals dennoch durch das Land der aufgehenden Sonne begleitet und mit der „verwirrenden Unsicherheit der Wirklichkeit“ konfrontiert, die entsteht, wenn wir die Welt mit den Augen der avantgardistischen Kunst sehen. Der südafrikanische Germanist und Schriftsteller Peter Horn brachte es auf den Punkt:

Wer sich mit Kleist einlässt, der muss damit rechnen, dass ihm früher oder später alle Sicherheiten des geregelten bürgerlichen Daseins ebenso wie jene Sicherheiten einer kommoden Religion oder Ideologie, die unser Selbstbewusstsein vor der verwirrenden Unsicherheit der Wirklichkeit schützen, unter den Füßen weggezogen werden. (1978: 134)

Zu jener Ideologie gehören auch eurozentrische und androzentrische Werthaltungen, die Rassismus und Misogynie enthalten, Haltungen, denen Kleists Erzähler selbst zum Opfer zu fallen scheinen, wenn wir nur an den verkappten Suprematisten und Chauvinisten Gustav von der Ried in der *Verlobung* denken, dem der implizite Erzähler seine Sympathie scheinbar nicht verwehren mag, oder an jenen russischen Offizier und „Grafen F...“ aus der *Marquise von O...*, dem die Reue über seine Tat, *nota bene* die Vergewaltigung einer bewusstlosen Kommandantentochter, scheinbar zur Rehabilitation gereicht und in den Stand setzt, die Geschändete nach bürgerlichem Recht zu ehelichen.

Einführung

Wenn die Sprache einem Geschehen kaum mehr folgen kann; wenn sie sich durch die zahllosen Verschlingungen und Knotenbildungen der Ereignisse atemlos hindurchwindet und doch nirgends die Geschmeidigkeit aufbringt, die ihr die geradlinige Mitteilung erleichtert, dann haben wir es mit den sperrigen und teils langatmigen Texten Heinrich von Kleists zu tun. Leserin und Leser begreifen rasch, wie nachgeordnet die geschriebene der gesprochenen, die gesprochene Sprache der vorsprachlichen Verarbeitung ist – mehr noch: wie lange, im evolutionsgeschichtlichen Maßstab, Sprache im Prozess der Kulturbildung auf sich warten ließ, noch dazu eine Sprache, die den Geschehnissen und sozialen Komplikationen in ihrem Andrang gewachsen war.

Das Problem der Inkompatibilität von Sprache und Bewusstsein ist zwar ein altes, aber es verschärft sich im Lauf der Geschichte trotz wachsender Versprachlichung. Je komplexer die Anforderungen der Umwelt, umso größer der Anspruch des Verstehens und die Not der Einordnung. Zivilisation heißt nicht nur helfen, heilen, verändern, sondern auch versprachlichen, wie es mit den Mühen des Begreifens und Planens einhergeht, ein Prozess, der immer wieder stagniert oder zurückgeworfen wird.

Tatsächlich kommen mit den organisatorischen und sozialen Herausforderungen im Zug der neolithischen Stadtbildung Bewusstseinsmuster auf, die das Denken pluralisieren, partikularisieren und individualisieren. Die Herausarbeitung eines *common sense* standardisiert es in einer Weise, die einerseits dem Individuellen Rechnung trägt, nämlich (negativ) in Form notwendiger Abstriche und Abstraktionen vom affektiven Ego, und (positiv) in Form der Ausdehnung des Ich zum Über-Ich. Der Einzelne balanciert im weiteren Verlauf dieses Prozesses auf einem immer engeren Grat zwischen Subjektkonstruktionen und Gesellschaftlichkeit, vor allem in neuerer Zeit, die den Wahrheitsbegriff mehr und mehr dem objektivierenden Denken anheimstellt und damit vor allem auch die Sprache zu einer High-Tech-Zange für die Geburt der Aufklärung macht.

Kleist ist ein Aufklärer *par excellence*. Er ist es auch und gerade, weil er unter dem Einfluss Kants zu einem Erkenntnis- bzw. Vernunftskptiker wider Willen wurde, der weit übers Ziel der rationalen Mündigkeit hinausschoss. Seine enttäuschten Erwartungen ans Ideal des Vernunftmenschen (der auch ein Mensch der Sprache ist) schlugen in seinem zornigen und zunehmend misanthropischen Skeptizismus durch, der den Verlust der platonischen Welt nur nachtragend verschmerzt und dem selbst wissenschaftliche Objektivität zu profan scheint, um den einstigen monolithischen Wahrheitsbegriff zu ersetzen. Wem „Wahrheit der einzige Reichtum, der des Besitzes würdig ist“, erscheint, der kann nach deren Verlust nur „eine unaussprechliche Leere“ (SW II: 633f.) beklagen. Er wird zum Gottsucher ohne Gott mit dem verzweifeltsten Verve eines Michael Kohlhaas, den Ernst Bloch einst als einen „Don Quijote rigoroser bürgerlicher Moralität“ (1953 X: 376) bezeichnete.

Kants Problem war allerdings nicht gewesen, dass beispielsweise die Theologen unrecht hätten, weil es diesen oder jenen Gott nicht gäbe oder dass die Methoden der Wissenschaft nicht zu gültigen Resultaten führten, sondern bestand allein in der Tatsache, dass menschliche Erkenntnis begrenzt sei und somit der Anspruch auf Wahrheitsfindung im Sinne der Erkenntnis eines Absoluten illusionistisch sein müsse.

Solange der Agnostizismus ein Bildersturm ist, ist er kein Agnostizismus, sondern ein Glaubensbekenntnis zur alten Welt mit neuen Göttern. Kleist war allzu unfreiwillig zum Agnostiker geworden, als dass er dem Bildersturm – er gestaltet ihn als *scheiternden* in der Cäciliennovelle – hätte entkommen können. Allzu „modern“, allzu feindselig an die neuen Zeiten verloren, wird ihm die Kunst zum fragilen Weltspiegel und Not-Ersatz für den Wissensoptimismus wie auch die Lebenspläne der Vergangenheit. Zwar kann ihm Kants Unschärferelation dessen *Sapere aude* („Wage zu wissen!“) nicht trüben, doch sorgt sie dafür, dass der enorme Zwang zur ästhetischen Innovation in der Kunst seine Lebensenergien allzu rasch verbraucht.

Seine programmatische Absicht, das Lesepublikum mit den beiden 1810/11 bei Reimer in Berlin erschienenen Erzählbänden „auf eine vernünftige Art“ (LS 397a) zu unterhalten, klang angesichts seiner tiefen Kulturskepsis geradezu volkser-

zieherisch hochtrabend. Im fiktiven *Gebet des Zoroaster*, das er seinen *Berliner Abendblättern* als Absichtserklärung voranschickte hatte, hieß es:

Durchdringe mich ganz, vom Scheitel zur Sohle, mit dem Gefühl des Elends, in welchem dies Zeitalter darniederliegt, und mit der Einsicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrhaftigkeiten und Gleisnereien, von denen es die Folge ist. (LS 398)

Das schrieb ein Dramendichter, der keines seiner Schauspiele je auf der Bühne sah – insgesamt kamen zu seinen Lebzeiten fünf Inszenierungen zustande, von denen die Wiener und Pariser Aufführungen des *Käthchen von Heilbronn* im Frühjahr 1810 die erfolgreichsten waren, wenngleich selbst dort das Kritikerrecho gespalten blieb. Mit der journalistischen Kurz- und erzählenden Langprosa sollte nun ein neues finanziell ergiebiges Kapitel beginnen. Auch wenn er das Anekdoten- und Geschichtenschreiben nicht als seine eigentliche Berufung ansah, schuf er in wenigen Jahren vor seinem Freitod unter größtem materiellen Druck ein Novellenwerk, das erstmals auch von kompetenter Seite gelobt wurde. Kein Geringerer als der Märchensammler und Sprachforscher Wilhelm Grimm, rechnete in der *Zeitung für die elegante Welt* die Erzählungen „unstreitig den besten“ zu, „welche unsere Literatur aufzuweisen hat“. Er sprach mit sicherem Blick von Kleists „Hauptverdienst, das Menschliche, in welcher Gestalt es auch erscheinen möge, von allen Seiten zu erfassen und mit Bestimmtheit vollständig darzulegen“ (LS 370). Und Kleists Freund und Bewunderer Adam Müller schrieb an Friedrich von Gentz, damals österreichischer Staatsschriftsteller an der Seite Metternichs:

Sie müßten an diesem Dichter preisen, daß er, der an der Oberfläche der Seelen spielen und schmeicheln könnte, der alle Sinne mit den wunderbarsten Effekten durch Sprache, Wohllaut, Phantasie, Üppigkeit usf. bezaubern könnte, daß er alle diese lockeren Künste und den Beifall der Zeitgenossen, welcher unmittelbar an sie geknüpft ist, verschmäht, daß er für jene ungroßmüthige Ruhe, für die flache Annehmlichkeit keinen Sinn, keinen Ausdruck zu haben scheint, und viel lieber im Bewußtsein seiner schönen Heilkräfte Wunden schlägt, um nur das Herz

der Kunst und der Menschheit ja nicht zu verfehlen. (LS
226)

Aber nur wenige nahmen so den späteren Ruhm, ja Weltruhm des Dichters vorweg. Kleist blieb ein Außenseiter im publizistischen Geschäft, fühlte sich unverstanden und sehnte das Ende seiner Mühen und wirtschaftlichen Misserfolge durch eigene Hand herbei. Mit 34 Jahren fand er schließlich eine Gefährtin auf dem Weg des Todes, die erst 31-jährige, krebserkrankte Henriette Vogel. „Die Wahrheit ist“, schrieb er an seine Halbschwester Ulrike, „daß mir auf Erden nicht zu helfen war“, ein Satz, der den Wahrheitsbegriff scheinbar aus der Empirie ableitet, während er ihn für den erniedrigten Genius neu aus der (platonischen) Taufe hebt. Der verklärte Tod, den er in seinen Abschiedszeilen besingt – vom „Triumphgesang [...] in diesem Augenblick des Todes“ (SW II: 884) ist die Rede –, zeigt nur, wie weit er von der blutigen Realität (unter anderem der Tötung seiner Freundin, die er erschießt, bevor er die Waffe gegen sich selbst richtet) entfernt ist und wie selbstverliebt er von der feindlichen Welt Abschied nimmt.

Nimmt man seine Erzählungen zur Hand, erkennt man noch heute das seelische Ausgesetztsein des Autors an der zwanghaften Disziplin des Ausdrucks, die helfen soll, das Chaos im Innern und Äußern zu bändigen. Aber es ist nicht einfach nur der überanstrengte Sinn für Ordnung, der hier für den ‚geordneten Rückzug‘ aus der von Gewalt durchdrungenen Wirklichkeit sorgt. Der straffen sprachlichen Führung durch die Geschichten entspricht kein Erzähler, der seine Leser oder Zuhörer bei der Hand nähme und sie sicher durch das Dickicht der Ereignisse und sittlichen Verhältnisse führte. Vieles ist und bleibt auch ihm verborgen, so zum Beispiel, wie die Marquise von O.... nach ihrer Vergewaltigung beim Erwachen aus ihrer Ohnmacht vollkommen ahnungslos sein konnte oder weshalb jener Marchese nach der Erscheinung des Bettelweibs sein eigenes Schloss in Flammen setzte und darin den Tod fand.

Viele Fragen bleiben offen, Antworten sind rar, Verhältnisse bleiben im Zwielficht, Figuren sind vordergründige Schemen, in deren Hintergrund dunkle, mächtige Prozesse wirken. Der Streit, der Zwist, der Kampf sind das Thema, das die Geschichte und mit ihr die Psyche unablässig zu variieren scheinen. Den Eindruck des ungarischen Essayisten László Földényi, hier

„findet – auch ohne Kriegshandlungen – ein ständiger Krieg statt“ (1999: 503), brachte mit ähnlichen Worten bereits Wilhelm Grimm zum Ausdruck, der die *Erzählungen* rezensierte:

Überhaupt ist es etwas auffallend, daß die sämtlichen Erzählungen ins Gräßliche gehen, und ein überwiegender Hang zum Düstern und Schauerhaften ist an der Wahl des Stoffs wie an der Behandlung nicht zu verkennen. (LS 502)

Nun müsste das bei einem Dramendichter nicht weiter überraschen – in der Tat stirbt die zum Sterben vorgesehene *dramatis personae* dieser Geschichten stets am Ende oder gegen Ende, bevor sich der Vorhang schließt –, und doch muss man sich fragen, was in Kleist danach drängt, ein Zerstörungsszenario dieses Ausmaßes vorzuführen.

Es sind keine gewöhnlichen Gewalttaten, die ihn interessieren, sondern – zumindest vordergründig – persönlich motivierte Akte, wie sie, im Fall der Morde, aus einem von Erniedrigung und Beleidigung gespeisten Furor der Rache und des subjektiven „Rechtgefühls“ heraus geschehen (das den Irrtum einschließt). Kleists Mörder sind keine Kriminellen, sondern seelisch leicht Verletzliche und schwer Verletzte, zuweilen heilige oder unheilige Zürner wie Kohlhaas, deren Rechtssinn im beleidigten Affekt eskaliert und die dafür mit dem Leben bezahlen. Der Einzelne, der sich tragischerweise am Leben eines andern und unausweichlich auch an seinem eigenen vergreift, ist stets Beispiel einer Opfer-Täter-Identität.

All diesen Texten scheinen daher die Fragen vorangestellt: Wie werden aus Opfern Täter? Was genau bringt die Zirkulation der Gewalt in Gang und hält sie aufrecht? Wie funktioniert, um im physiologischen Bild zu bleiben, der Stoffwechsel der Zerstörung? Unter welchen psychosozialen Voraussetzungen werden Menschen zu Gewalttätern?

Dass der Gewalt erzeugende Prozess nicht allein mit einem simplen Rückschlag- oder Stau-Mechanismus erklärt werden kann, das eben beweisen diese Texte, denen man sich freilich immer wieder mit reduktionistischen, vorzugsweise mechanistischen Thesen genähert hat. Der Zerstörungskreislauf ist in allem gegenwärtig. Er mag in seinen Kapillaren nicht immer sofort erkennbar sein, zum Beispiel als Fernwir-

kung der historischen Kolonialisierungsbrutalität, als aktuell letztes Glied in einer Kette von Dominosteinen, die seit langem fallen und die daher zur physikalischen Erklärung des jüngsten der Vorfälle herangezogen werden müssen.

Wo Gewalt ist, wirkt Gegengewalt, aber oft nicht im Sinne einer berechenbaren Proportionalität wie beim biblischen „Aug’ um Auge, Zahn um Zahn“. Gegengewalt kann Rache heißen, Amok, Suizid oder Verbrannte Erde. Sie kann die Gewalt direkt erwidern oder sich ihrer eigenen Reaktivität gar nicht bewusst sein, das heißt ohne Bezug zu einem konkreten Vorfall oder einer konkreten Schädigung erfolgen. Eskalation ist dabei immer möglich. Auf Knechtung folgt dann nicht Gegen-Knechtung, sondern *terreur* gegen „diese weißen Hunde“, wie es in der Sprache der aufständischen Schwarzen in der *Verlobung* heißt. Und auf Ausbeutung steht nicht erneute oder noch größere Ausbeutung, sondern blinde Vernichtung der gemeinsamen Lebensgrundlagen, die das revanchistische Kalkül *ad absurdum* führt.

Leser und Leserin werden in allen diesen Geschichten in ein Geschehen hineingerissen, das Büchners „gräßlichen Fatalismus der Geschichte“ (2006 II: 377) vorwegnimmt, dabei aber einen Mechanismus offenbart, der nicht von einem anonymen Agens, sondern von seelischen Kräften bewegt wird, weithin unbewussten Energien, die ihn steuern.

Je mehr uns konkrete Anamnesen vorenthalten bleiben, desto unmittelbarer erscheinen Figuren wie Toni und Gustav, Piachi und Nicolo als „Kinder ihrer Zeit“. Im Falle dieser Erzählungen sind sie offensichtlich durch ihre Destruktivität gekennzeichnet und deuten in dieser Eigenschaft auf ein in den Systemen der Kultur liegendes Zerstörungspotential bzw. ein sozialpsychologisches Bedingungsfeld hin, das Vernichtungsenergien Vorschub leistet oder sie unmittelbar erzeugt.

Wenn, wie im Fall von Michael Kohlhaas, der ohnmächtige Trotz den Affektpool zum Überlaufen bringt, wird die psychogene Wurzel des Handelns zunächst zwar nur in der gesteigerten Vulnerabilität und einem aufgeblähten Ichideal erkennbar. Doch kommen im geschilderten Wertemilieu der ständisch-feudalistischen Gesellschaft auch strukturelle bzw. systemische Faktoren zur Darstellung, die die bürgerlich-emanzipierte Identitätsbildung hintertreiben. Die soziale Spal-

tung in „Niedere“ und „Höhere“ erscheint in die Persönlichkeit hineinverlegt, wo sie sich im Kampf um Selbstbehauptung zwischen Ohnmacht und Allmacht abbildet.

Das Dilemma des notorischen Selbstzweifels, wie es im Furor der Raserei, in ihrem Liebeshunger, insgesamt in der „gebrechlichen Einrichtung der Welt“ offenbar wird, gibt diesen Figuren ein melancholisches Grundkolorit: Melancholie als Ausfluss der bürgerlichen Selbstwertkrise der Deutschen im 18., 19. Jahrhundert; als Ausdruck der Differenz zwischen ökonomischer Macht und politischer Ohnmacht des materiell aufstrebenden Bürgertums, als psychisches Kränkungssyndrom, das ewige Leere und ewige Liebe erzeugt, wobei beides die Suche nach Schönheit und Sinn in Gang setzt.

Kleist beantwortet in diesen Erzählungen auch die Frage nach Ursache und Wirkung von Gewalt unter Menschen anhand von Szenarien, in denen sozio- und psychodynamische Mechanismen modellhaft am Werk gezeigt werden. Wenn Wilhelm Grimm beim Erscheinen des ersten Teils der Erzählungen diese ausdrücklich noch nicht in den „psychologischen Entwicklungen der Charaktere“ (LS 370) aufgehen lässt, so bescheinigt er dem Verfasser ein Jahr später angesichts des zweiten Teils, besonders der *Verlobung*, „sein außerordentliches Talent in der Kunst, die innersten verborgensten Gefühle darzulegen, den Stufengang der Leidenschaften mit einer ergreifenden tiefwirkenden Kraft abzuschildern und die besonderen Gemütslagen [...] anschaulich zu vergegenwärtigen“ (LS 502).

Die nuancierte Zeichnung der Figuren und des Figurenspiels bestätigt nicht nur neuere und neueste psychoanalytische Entwicklungstheorien, sondern liefert auch kulturgeschichtliches Anschauungsmaterial von hohem sozialpsychologischen Erklärungswert. So erhellt zum Beispiel die fiktionale Einbettung von Persönlichkeitskonflikten in den geschichtlichen Rahmen des Kolonialkonflikts, wie changierende sozial-kulturelle Werte für Irritationen im Menschenbild und Aberrationen im zwischenmenschlichen Verhalten sorgen. Die forcierte bürgerliche Tauschgesellschaft, die im Kolonialismus neue Nahrung erhielt und ihre ersten großen Perversionen in der Massenausbeutung und Versklavung von Millionen auslebte, erweist sich mit ihrer zweckrationalistischen Vernunft- und

Moralpropaganda als Bedrohung von Vernunft und Moral schlechthin.

Damit scheint wichtigen Grundpfeilern der sozialen Identitätsbildung im Sinne der Aufklärung das Fundament entzogen, während offenbar wird, wie die psychischen Voraussetzungen für eine stabile Identität an der Unvereinbarkeit von menschlicher Substanz und ökonomischer Funktion scheitern. Diese Funktion ist definiert durch die Rolle im Arbeitsprozess in der sich anbahnenden urbanen Massengesellschaft, im sozialen und volkswirtschaftlichen Ganzen, begleitet von dem paradox gleichzeitigen Zwang zu normativer Uniformität und autonomer Individualität. Indem sie das Inkommensurable des Menschlichen: die genetische Einmaligkeit, die Fähigkeit bewusst zu fühlen, Bindungen einzugehen, glücklich zu sein usw. in den Hintergrund rückt, stellt sie an sich schon eine Substanzkränkung dar und trägt zum unstillbaren emotionalen Bedarf bei. Der österreichisch-US-amerikanische Psychoanalytiker Heinz Kohut sah daher in Kleists Figurengestaltung bereits das „Zeitalter des gefährdeten Selbst“ präjudiziert, weshalb „diese Werke [...] als ‚moderne Kunst betrachtet werden können“ (1981: 282f.).

Die in dieser Konstellation unvermeidliche psychische Identitätsnot verursacht Irritationen auch in der intellektuellen Selbstbestimmung und im zwischenmenschlichen Verkehr. All das, vor allem aber die Ohnmacht des Menschen in einer Welt, die ihm fremd wird, indem er sich seiner selbst entfremdet, gestalten diese Erzählungen. In deren Horizont steht somit das problematische Verhältnis von Ich und Kultur, Selbst und Gesellschaft an der Schwelle zum industriellen Zeitalter.

Zu den thematischen kommen formale Besonderheiten. Dank ihrer ästhetischen ‚Verfrühung‘ stellen Kleists Erzählungen seit jeher eine Herausforderung dar. Besonders die Novellen des zweiten Erzählbandes zeichnen sich unter anderem durch Eigenschaften aus, die man lange auf auktoriale Willkür oder gar „Kunstpannen“ zurückführte. Gefragt wurde: Handelt es sich bei den zahlreichen „Brüchen“, „Leerstellen“, „Webfehlern“, „Inkohärenzen“, und „Grenzverletzungen“ (um nur einige der häufigsten Begriffe aus der Forschung zu nennen), um erzähltechnische Raffinessen oder einfach nur um Missgriffe

oder in der Eile übersehene Werkstattrelikte? Welche Rolle spielen Leser und Leserin in diesem Spiel, das ohne Irritationen nicht auszukommen scheint? Sollen sie in dem Maß kritisch urteilen, wie der Erzähler sich selbst diskreditiert oder schlicht „verschwindet“? Kratzt das Medium Erzählliteratur hier an seiner eigenen Fassade und untergräbt damit seine (auktoriale) Autorität? Wird hier ein ganzes Genre, die Novellistik der Zeit, kritisch oder gar satirisch gegengespiegelt – oder einfach nur erzähltechnisch „experimentiert“?

Da bei Kleist – und das gilt für Form wie Gehalt gleichermaßen – das „Normale“ mit dem „Aberranten“, das Konventionelle mit dem Unüblichen, das Realistische mit dem Fantastischen durchmischt ist, bleibt die Forschung bis heute insbesondere auch mit Problemen der narrativen Einordnung und Rezeptionsästhetischen Fragen beschäftigt. Fast immer geht es dabei um Vorenthaltenes, Widersprüchliches, Ungeheimes, das als Mittel des künstlerischen Ausdrucks und Teil des Modellmaterials zu würdigen ist. Unübersehbar dabei der moderne abstrakte Horizont, in den das alles thematisch wie ästhetisch gestellt ist.

Man mag es als Ironie des Schicksals betrachten, dass man auf der Suche nach dem „Sinn“ dieser Novellen die Suche nach dem Sinn als deren eigentlichen „Sinn“ ausgemacht hat. Unter der (Lacan'schen) Prämisse, dass die Sprache eines Kunstwerks letztlich immer sagt, was sie verschweigt, näherte man sich Kleists Forderung, die „ganze Finesse, die den Dichter ausmacht“, habe darin zu bestehen, dass er „auch das sagen [kann], was er *nicht* sagt“ (SW II: 757).

In der Folge kam auch eine psychologische Dimension in den Blick. Leser und Leserin sollten bei den thematischen wie ästhetischen Phänomenen nicht stehenbleiben, sondern tiefenpsychologisch nach dem Dynamismus fragen, der ihnen zugrundeliegt. Spätestens an dieser Stelle kamen die Identifikationen der Leser, das heißt deren emotionale Teilhabe am imaginären Geschehen, und damit die Gegenübertragung ins hermeneutische Spiel. Und auch hier gelangte man letztlich bei der Einsicht des Autors selber an: „nicht das, was dem Sinn dargestellt ist, sondern das, was das Gemüt, durch diese Wahrnehmung erregt, sich denkt, ist das Kunstwerk“ (ebd. 783).

Eine der wohl wichtigsten Entdeckungen, die zum Verstehen Kleists führte, war die des *tissu des voix* („Stimmengewebe“), wie Roland Barthes (1970/73) es nannte. Die Pluralität der „Stimmen“ wollte dann nicht nur aufgewiesen und als „Sinn an sich“ bezeichnet sein, sondern auch nach Herkunft und – eben „Sinn“ in einem psychologisch-anthropologischen Horizont befragt werden. Nunmehr sollte es vor allem darum gehen, nach den Gründen dieser psychischen Aufsplitterung – man könnte auch von Auflösung sprechen – zu fragen und die Mechanismen der Bewusstseinsambivalenz zu erkunden, die sich dahinter verbargen. Ein „Ansatz“ war also geboten, der in der Lage war, das mentale Geschehen zu untersuchen, das solche schillernden Erzählphänomene hervorbrachte.

Die hier abgedruckten und kommentierten Erzählungen Kleists werden editorisch zusammengefasst, seit sie in Georg Andreas Reimers Ausgabe der *Erzählungen. Von Heinrich von Kleist. Berlin, in der Realschulbuchhandlung 1810* und der *Erzählungen. Von Heinrich von Kleist. Zweiter Theil. Berlin, in der Realschulbuchhandlung 1811* erschienen sind. Der erste Band enthält: *Michael Kohlhaas, Die Marquise von O...., Das Erdbeben in Chili*; der zweite Band: *Die Verlobung in St. Domingo, Das Bettelweib von Locarno, Der Findling, Die heilige Cäcilie* und *Der Zweikampf*. Aus Platzgründen haben wir die Kohlhaas-Novelle hier ausnehmen müssen. Ihrem Umfang (im Erstdruck 215 Seiten) und ihrer Problematik nach verdient sie eine Einzeldarstellung. Angesichts des Primats der Originaltexte, die getreu des Erstdrucks der beiden Buchausgaben in nämlicher Reihenfolge und der zeitüblichen Orthographie wiedergegeben werden, mussten sich auch die Kommentare in ein vertretbares Format fügen.

Die Marquise von O....

In M..., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, ließ die verwittwete Marquise von O..., eine Dame von vortrefflichem Ruf, und Mutter von mehreren wohlerzogenen Kindern, durch die Zeitungen bekannt machen: daß sie, ohne ihr Wissen, in andre Umstände gekommen sey, daß der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle; und daß sie, aus Familien-Rücksichten, entschlossen wäre, ihn zu heirathen. Die Dame, die einen so sonderbaren, den Spott der Welt reizenden Schritt, beim Drang unabänderlicher Umstände, mit solcher Sicherheit that, war die Tochter des Herrn von G..., Commendanten der Citadelle bei M... Sie hatte, vor ungefähr drei Jahren, ihren Gemahl, den Marquis von O..., dem sie auf das Innigste und Zärtlichste zugethan war, auf einer Reise verloren, die er, in Geschäften der Familie, nach Paris gemacht hatte. Auf Frau von G...s, ihrer würdigen Mutter, Wunsch, hatte sie, nach seinem Tode, den Landsitz verlassen, den sie bisher bei V... bewohnt hatte, und war, mit ihren beiden Kindern, in das Commendantenhaus, zu ihrem Vater, zurückgekehrt. Hier hatte sie die nächsten Jahre mit Kunst, Lectüre, mit Erziehung, und ihrer Eltern Pflege beschäftigt, in der größten Eingezogenheit zugebracht: bis der Krieg plötzlich die Gegend umher mit den Truppen fast aller Mächte und auch mit russischen erfüllte. Der Obrist von G..., welcher den Platz zu vertheidigen Ordre hatte, forderte seine Gemahlinn und seine Tochter auf, sich auf das Landgut, entweder der letzteren,

oder seines Sohnes, das bei V... lag, zurückzuziehen. Doch ehe sich die Abschätzung noch, hier der Bedrängnisse, denen man in der Festung, dort der Gräuel, denen man auf dem platten Lande ausgesetzt seyn konnte, auf der Waage der weiblichen Ueberlegung entschieden hatte: war die Citadelle von den russischen Truppen schon berennt, und aufgefordert, sich zu ergeben. Der Obrist erklärte gegen seine Familie, daß er sich nunmehr verhalten würde, als ob sie nicht vorhanden wäre; und antwortete mit Kugeln und Granaten. Der Feind, seinerseits, bombardirte die Citadelle. Er steckte die Magazine in Brand, eroberte ein Außenwerk, und als der Commendant, nach einer nochmaligen Aufforderung, mit der Uebergabe zauderte, so ordnete er einen nächtlichen Ueberfall an, und eroberte die Festung mit Sturm.

Eben als die russischen Truppen, unter einem heftigen Haubitzenspiel, von außen eindringen, fing der linke Flügel des Commendanten-Hauses Feuer und nöthigte die Frauen, ihn zu verlassen. Die Obristinn, indem sie der Tochter, die mit den Kindern die Treppe hinabfloh, nacheilte, rief, daß man zusammenbleiben, und sich in die unteren Gewölbe flüchten möchte; doch eine Granate, die, eben in diesem Augenblicke, in dem Hause zerplatzte, vollendete die gänzliche Verwirrung in demselben. Die Marquise kam, mit ihren beiden Kindern, auf den Vorplatz des Schlosses, wo die Schüsse schon, im heftigsten Kampf, durch die Nacht blitzten, und sie, besinnungslos, wohin sie sich wenden solle, wieder in das brennende Gebäude zurückjagten. Hier, unglücklicher Weise, begegnete ihr, da sie eben durch

die Hinterthür entschlüpfen wollte, ein Trupp feindlicher Scharfschützen, der, bei ihrem Anblick, plötzlich still ward, die Gewehre über die Schultern hing, und sie, unter abscheulichen Gebärden, mit sich fortführte. Vergebens rief die Marquise, von der entsetzlichen, sich unter einander selbst bekämpfenden, Rotte bald hier, bald dorthin gezerrt, ihre zitternden, durch die Pforte zurückfliehenden Frauen, zu Hülfe. Man schleppte sie in den hinteren Schloßhof, wo sie eben, unter den schändlichsten Mißhandlungen, zu Boden sinken wollte, als, von dem Zetergeschrei der Dame herbeigerufen, ein russischer Officier erschien, und die Hunde, die nach solchem Raub lüstern waren, mit wüthenden Hieben zerstreute. Der Marquise schien er ein Engel des Himmels zu seyn. Er stieß noch dem letzten viehischen Mordknecht, der ihren schlanken Leib umfaßt hielt, mit dem Griff des Degens ins Gesicht, daß er, mit aus dem Mund vorquellendem Blut, zurücktaumelte; bot dann der Dame, unter einer verbindlichen, französischen Anrede den Arm, und führte sie, die von allen solchen Auftritten sprachlos war, in den anderen, von der Flamme noch nicht ergriffenen, Flügel des Pallastes, wo sie auch völlig bewußtlos niedersank. Hier – traf er, da bald darauf ihre erschrockenen Frauen erschienen, Anstalten, einen Arzt zu rufen; versicherte, indem er sich den Hut aufsetzte, daß sie sich bald erholen würde; und kehrte in den Kampf zurück. Der Platz war in kurzer Zeit völlig erobert, und der Commandant, der sich nur noch wehrte, weil man ihm keinen Pardon geben wollte, zog sich eben mit sinkenden Kräften nach dem Portal des Hauses zurück, als der russische Officier, sehr erhitzt im Ge-

sicht, aus demselben hervortrat, und ihm zurief, sich zu ergeben. Der Commandant antwortete, daß er auf diese Aufforderung nur gewartet habe, reichte ihm seinen Degen dar, und bat sich die Erlaubniß aus, sich ins Schloß begeben, und nach seiner Familie umsehen zu dürfen. Der russische Officier, der, nach der Rolle zu urtheilen, die er spielte, einer der Anführer des Sturms zu seyn schien, gab ihm, unter Begleitung einer Wache, diese Freiheit; setzte sich, mit einiger Eilfertigkeit, an die Spitze eines Detachements, entschied, wo er noch zweifelhaft seyn mochte, den Kampf, und bemannte schleunigst die festen Punkte des Forts. Bald darauf kehrte er auf den Waffenplatz zurück, gab Befehl, der Flamme, welche wüthend um sich zu greifen anfangt, Einhalt zu thun, und leistete selbst hierbei Wunder der Anstrengung, als man seine Befehle nicht mit dem gehörigen Eifer befolgte. Bald kletterte er, den Schlauch in der Hand, mitten unter brennenden Giebeln umher, und regierte den Wasserstrahl; bald steckte er, die Naturen der Asiaten mit Schaudern erfüllend, in den Arsenälen, und wälzte Pulverfässer und gefüllte Bomben heraus. Der Commandant, der inzwischen in das Haus getreten war, gerieth auf die Nachricht von dem Unfall, der die Marquise betroffen hatte, in die äußerste Bestürzung. Die Marquise, die sich schon völlig, ohne Beihülfe des Arztes, wie der russische Officier vorher gesagt hatte, aus ihrer Ohnmacht wieder erholt hatte, und bei der Freude, alle die Ihrigen gesund und wohl zu sehen, nur noch, um die übermäßige Sorge derselben zu beschwichtigen, das Bett hütete, versicherte ihn, daß sie keinen andern Wunsch habe, als aufstehen zu dürfen,

um ihrem Retter ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Sie wußte schon, daß er der Graf F..., Obristlieutenant vom t...n Jägerkorps, und Ritter eines Verdienstund mehrerer anderen Orden war. Sie bat ihren Vater, ihn inständigst zu ersuchen, daß er die Citadelle nicht verlasse, ohne sich einen Augenblick im Schloß gezeigt zu haben. Der Commendant, der das Gefühl seiner Tochter ehrte, kehrte auch ungesäumt in das Fort zurück, und trug ihm, da er unter unaufhörlichen Kriegsanordnungen umherschweifte, und keine bessere Gelegenheit zu finden war, auf den Wällen, wo er eben die zerschossenen Rotten revidirte, den Wunsch seiner gerührten Tochter vor. Der Graf versicherte ihn, daß er nur auf den Augenblick warte, den er seinen Geschäften würde abmüßigen können, um ihr seine Ehrerbietigkeit zu bezeugen. Er wollte noch hören, wie sich die Frau Marquise befinde? als ihn die Rapporte mehrer Officiere schon wieder in das Gewühl des Krieges zurückrissen. Als der Tag anbrach, erschien der Befehlshaber der russischen Truppen, und besichtigte das Fort. Er bezeugte dem Commendanten seine Hochachtung, bedauerte, daß das Glück seinen Muth nicht besser unterstützt habe, und gab ihm, auf sein Ehrenwort, die Freiheit, sich hinzubegeben, wohin er wolle. Der Commendant versicherte ihn seiner Dankbarkeit, und äußerte, wie viel er, an diesem Tage, den Russen überhaupt, und besonders dem jungen Grafen F..., Obristlieutenant vom t...n Jägerkorps, schuldig geworden sey. Der General fragte, was vorgefallen sey; und als man ihn von dem frevelhaften Anschlag auf die Tochter desselben unterrichtete, zeigte er sich auf das Aeüßerste entrüs-

tet. Er rief den Grafen F.... bei Namen vor. Nachdem er ihm zuvörderst wegen seines eignen edelmüthigen Verhaltens eine kurze Lobrede gehalten hatte: wobei der Graf über das ganze Gesicht roth ward; schloß er, daß er die Schandkerle, die den Namen des Kaisers brandmarkten, niederschießen lassen wolle; und befahl ihm, zu sagen, wer sie seien? Der Graf F.... antwortete, in einer verwirrten Rede, daß er nicht im Stande sey, ihre Namen anzugeben, indem es ihm, bei dem schwachen Schimmer der Reverberen im Schloßhof, unmöglich gewesen wäre, ihre Gesichter zu erkennen. Der General, welcher gehört hatte, daß damals schon das Schloß in Flammen stand, wunderte sich darüber; er bemerkte, wie man wohl bekannte Leute in der Nacht an ihren Stimmen erkennen könnte; und gab ihm, da er mit einem verlegenen Gesicht die Achseln zuckte, auf der Sache auf das allereifrigste und strengste nachzuspüren. In diesem Augenblick berichtete jemand, der sich aus dem hintern Kreise hervordrängte, daß Einer von den, durch den Grafen F.... verwundeten, Frevlern, da er in dem Corridor niedergesunken, von den Leuten des Commandanten in ein Behältniß geschleppt worden, und darin noch befindlich sey. Der General ließ diesen hierauf durch eine Wache herbeiführen, ein kurzes Verhör über ihn halten; und die ganze Rotte, nachdem jener sie genannt hatte, fünf an der Zahl zusammen, erschießen. Dies abgemacht, gab der General, nach Zurücklassung einer kleinen Besatzung, Befehl zum allgemeinen Aufbruch der übrigen Truppen; die Officiere zerstreuten sich eiligst zu ihren Korps; der Graf trat, durch die Verwirrung der Auseinander-Eilenden,

zum Commendanten, und bedauerte, daß er sich der Frau Marquise, unter diesen Umständen, gehorsamst empfehlen müsse: und in weniger, als einer Stunde, war das ganze Fort von Russen wieder leer.

Die Familie dachte nun darauf, wie sie in der Zukunft eine Gelegenheit finden würde, dem Grafen irgend eine Aeüßerung ihrer Dankbarkeit zu geben; doch wie groß war ihr Schrecken, als sie erfuhr, daß derselbe noch am Tage seines Aufbruchs aus dem Fort, in einem Gefecht mit den feindlichen Truppen, seinen Tod gefunden habe. Der Courier, der diese Nachricht nach M... brachte, hatte ihn mit eignen Augen, tödlich durch die Brust geschossen, nach P... tragen sehen, wo er, wie man sichere Nachricht hatte, in dem Augenblick, da ihn die Träger von den Schultern nehmen wollten, verblichen war. Der Commendant, der sich selbst auf das Posthaus verfügte, und sich nach den näheren Umständen dieses Vorfalls erkundigte, erfuhr noch, daß er auf dem Schlachtfeld, in dem Moment, da ihn der Schuß traf, gerufen habe: „Julietta! Diese Kugel rächt dich!“ und nachher seine Lippen auf immer geschlossen hätte. Die Marquise war untröstlich, daß sie die Gelegenheit hatte vorbeigehen lassen, sich zu seinen Füßen zu werfen. Sie machte sich die lebhaftesten Vorwürfe, daß sie ihn, bei seiner, vielleicht aus Bescheidenheit, wie sie meinte, herrührenden Weigerung, im Schlosse zu erscheinen, nicht selbst aufgesucht habe; bedauerte die Unglückliche, ihre Namensschwester, an die er noch im Tode gedacht hatte; bemühte sich vergebens, ihren Aufenthalt zu erforschen, um sie von diesem unglücklichen und rührenden Vorfall zu unterrichten; und mehrere

Monden vergingen, ehe sie selbst ihn vergessen konnte.

Die Familie mußte nun das Commendantenhaus räumen, um dem russischen Befehlshaber darin Platz zu machen. Man überlegte anfangs, ob man sich nicht auf die Güter des Commendanten begeben sollte, wozu die Marquise einen großen Hang hatte; doch da der Obrist das Landleben nicht liebte, so bezog die Familie ein Haus in der Stadt, und richtete sich dasselbe zu einer immerwährenden Wohnung ein. Alles kehrte nun in die alte Ordnung der Dinge zurück. Die Marquise knüpfte den lange unterbrochenen Unterricht ihrer Kinder wieder an, und suchte, für die Feierstunden, ihre Staffelei und Bücher hervor: als sie sich, sonst die Göttin der Gesundheit selbst, von wiederholten Unpäßlichkeiten befallen fühlte, die sie ganze Wochen lang, für die Gesellschaft untauglich machten. Sie litt an Uebelkeiten, Schwindeln und Ohnmachten, und wußte nicht, was sie aus diesem sonderbaren Zustand machen solle. Eines Morgens, da die Familie beim Thee saß, und der Vater sich, auf einen Augenblick, aus dem Zimmer entfernt hatte, sagte die Marquise, aus einer langen Gedankenlosigkeit erwachend, zu ihrer Mutter: wenn mir eine Frau sagte, daß sie ein Gefühl hätte, ebenso, wie ich jetzt, da ich die Tasse ergriff, so würde ich bei mir denken, daß sie in gesegneten Leibesumständen wäre. Frau von G.... sagte, sie verstände sie nicht. Die Marquise erklärte sich noch einmal, daß sie eben jetzt eine Sensation gehabt hätte, wie damals, als sie mit ihrer zweiten Tochter schwanger war. Frau von G.... sagte, sie würde vielleicht den Phantasmus gebären, und lachte.

Morpheus wenigstens, versetzte die Marquise, oder einer der Träume aus seinem Gefolge, würde sein Vater seyn; und scherzte gleichfalls. Doch der Obrist kam, das Gespräch ward abgebrochen, und der ganze Gegenstand, da die Marquise sich in einigen Tagen wieder erholte, vergessen.

Bald darauf ward der Familie, eben zu einer Zeit, da sich auch der Forstmeister von G..., des Commandanten Sohn, in dem Hause eingefunden hatte, der sonderbare Schrecken, durch einen Kammerdiener, der ins Zimmer trat, den Grafen F... anmelden zu hören. Der Graf F...! sagte der Vater und die Tochter zugleich; und das Erstaunen machte alle sprachlos. Der Kammerdiener versicherte, daß er recht gesehen und gehört habe, und daß der Graf schon im Vorzimmer stehe, und warte. Der Commandant sprang sogleich selbst auf, ihm zu öffnen, worauf er, schön, wie ein junger Gott, ein wenig bleich im Gesicht, eintrat. Nachdem die Scene unbegreiflicher Verwunderung vorüber war, und der Graf, auf die Anschuldigung der Eltern, daß er ja todt sey, versichert hatte, daß er lebe; wandte er sich, mit vieler Rührung im Gesicht, zur Tochter, und seine erste Frage war gleich, wie sie sich befinde? Die Marquise versicherte, sehr wohl, und wollte nur wissen, wie er ins Leben erstanden sey? Doch er, auf seinem Gegenstand beharrend, erwiederte: daß sie ihm nicht die Wahrheit sage; auf ihrem Antlitz drücke sich eine seltsame Mattigkeit aus; ihn müsse alles trügen, oder sie sey unpäßlich, und leide. Die Marquise, durch die Herzlichkeit, womit er dies vorbrachte, gut gestimmt, versetzte: nun ja; diese Mattigkeit, wenn er wolle, könne für die Spur einer

Kränklichkeit gelten, an welcher sie vor einigen Wochen gelitten hätte; sie fürchte inzwischen nicht, daß diese weiter von Folgen seyn würde. Worauf er, mit einer aufflammenden Freude, erwiederte: er auch nicht! und hinzusetzte, ob sie ihn heirathen wolle? Die Marquise wußte nicht, was sie von dieser Aufführung denken solle. Sie sah, über und über roth, ihre Mutter, und diese, mit Verlegenheit, den Sohn und den Vater an; während der Graf vor die Marquise trat, und indem er ihre Hand nahm, als ob er sie küssen wollte, wiederholte: ob sie ihn verstanden hätte? Der Commandant sagte: ob er nicht Platz nehmen wolle; und setzte ihm, auf eine verbindliche, obschon etwas ernsthafte, Art einen Stuhl hin. Die Obristinn sprach: in der That, wir werden glauben, daß Sie ein Geist sind, bis Sie uns werden eröffnet haben, wie Sie aus dem Grabe, in welches man Sie zu P... gelegt hatte, erstanden sind.

Der Graf setzte sich, indem er die Hand der Dame fahren ließ, nieder, und sagte, daß er, durch die Umstände gezwungen, sich sehr kurz fassen müsse; daß er, tödtlich durch die Brust geschossen, nach P... gebracht worden wäre; daß er mehrere Monate daselbst an seinem Leben verzweifelt hätte; daß während dessen die Frau Marquise sein einziger Gedanke gewesen wäre; daß er die Lust und den Schmerz nicht beschreiben könnte, die sich in dieser Vorstellung umarmt hätten; daß er endlich, nach seiner Wiederherstellung, wieder zur Armee gegangen wäre; daß er daselbst die lebhafteste Unruhe empfunden hätte; daß er mehrere Male die Feder ergriffen, um in einem Briefe, an den Herrn Obristen und die Frau Marquise, seinem Herzen Luft zu machen; daß

er plötzlich mit Depeschen nach Neapel geschickt worden wäre; daß er nicht wisse, ob er nicht von dort weiter nach Constantinopel werde abgeordnet werden; daß er vielleicht gar nach St. Petersburg werde gehen müssen; daß ihm inzwischen unmöglich wäre, länger zu leben, ohne über eine nothwendige Forderung seiner Seele ins Rheine zu seyn; daß er dem Drang bei seiner Durchreise durch M..., einige Schritte zu diesem Zweck zu thun, nicht habe widerstehen können; kurz, daß er den Wunsch hege, mit der Hand der Frau Marquise beglückt zu werden, und daß er auf das ehrfurchtsvollste, inständigste und dringendste bitte, sich ihm hierüber gütig zu erklären. – Der Commandant, nach einer langen Pause, erwiederte: daß ihm dieser Antrag zwar, wenn er, wie er nicht zweifle, ernsthaft gemeint sey, sehr schmeichelhaft wäre. Bei dem Tode ihres Gemahls, des Marquis von O..., hätte sich seine Tochter aber entschlossen, in keine zweite Vermählung einzugehen. Da ihr jedoch kürzlich von ihm eine so große Verbindlichkeit auferlegt worden sey: so wäre es nicht unmöglich, daß ihr Entschluß dadurch, seinen Wünschen gemäß, eine Abänderung erleide; er bitte sich inzwischen die Erlaubniß für sie aus, darüber im Stillen während einiger Zeit nachdenken zu dürfen. Der Graf versicherte, daß diese gütige Erklärung zwar alle seine Hoffnungen befriedige; daß sie ihn, unter anderen Umständen, auch völlig beglücken würde; daß er die ganze Unschicklichkeit fühle, sich mit derselben nicht zu beruhigen: daß dringende Verhältnisse jedoch, über welche er sich näher auszulassen nicht im Stande sey, ihm eine bestimmtere Erklärung äußerst wün-

schenswerth machten; daß die Pferde, die ihn nach Neapel tragen sollten, vor seinem Wagen stünden; und daß er inständigst bitte, wenn irgend etwas in diesem Hause günstig für ihn spreche, – wobei er die Marquise ansah – ihn nicht, ohne eine gütige Aeüßerung darüber, abreisen zu lassen. Der Obrist, durch diese Aufführung ein wenig betreten, antwortete, daß die Dankbarkeit, die die Marquise für ihn empfände, ihn zwar zu großen Voraussetzungen berechti-ge: doch nicht zu so großen; sie werde bei einem Schritte, bei welchem es das Glück ihres Lebens gelte, nicht ohne die gehörige Klugheit verfahren. Es wäre unerlaßlich, daß seiner Tochter, bevor sie sich erkläre, das Glück seiner näheren Bekanntschaft würde. Er lade ihn ein, nach Vollendung seiner Geschäftsreise, nach M... zurückzukehren, und auf einige Zeit der Gast seines Hauses zu seyn. Wenn alsdann die Frau Marquise hoffen könne, durch ihn glücklich zu werden, so werde auch er, eher aber nicht, mit Freuden vernehmen, daß sie ihm eine bestimmte Antwort gegeben habe. Der Graf äußerte, indem ihm eine Röthe ins Gesicht stieg, daß er seinen ungeduldigen Wünschen, während seiner ganzen Reise, dies Schicksal vorausge-sagt habe; daß er sich inzwischen dadurch in die äußerste Bekümmerniß gestürzt sehe; daß ihm, bei der ungünstigen Rolle, die er eben jetzt zu spielen ge-zwungen sey, eine nähere Bekanntschaft nicht anders als vortheilhaft seyn könne; daß er für seinen Ruf, wenn anders diese zweideutigste aller Eigen-schaften in Erwägung gezogen werden solle, ein-stehen zu dürfen glaube; daß die einzige nichtswür-dige Handlung, die er in seinem Leben begangen

hätte, der Welt unbekannt, und er schon im Begriff sey, sie wieder gut zu machen; daß er, mit einem Wort, ein ehrlicher Mann sey, und die Versicherung anzunehmen bitte, daß diese Versicherung wahrhaftig sey. – Der Commendant erwiederte, indem er ein wenig, obschon ohne Ironie, lächelte, daß er alle diese Aeüßerungen unterschreibe. Noch hätte er keines jungen Mannes Bekanntschaft gemacht, der, in so kurzer Zeit, so viele vortreffliche Eigenschaften des Characters entwickelt hätte. Er glaube fast, daß eine kurze Bedenkzeit die Unschlüssigkeit, die noch obwalte, heben würde; bevor er jedoch Rücksprache genommen hätte, mit seiner sowohl, als des Herrn Grafen Familie, könne keine andere Erklärung, als die gegebene, erfolgen. Hierauf äußerte der Graf, daß er ohne Eltern und frei sey. Sein Onkel sey der General K..., für dessen Einwilligung er stehe. Er setzte hinzu, daß er Herr eines ansehnlichen Vermögens wäre, und sich würde entschließen können, Italien zu seinem Vaterlande zu machen. – Der Commendant machte ihm eine verbindliche Verbeugung, erklärte seinen Willen noch einmal; und bat ihn, bis nach vollendeter Reise, von dieser Sache abzuberechnen. Der Graf, nach einer kurzen Pause, in welcher er alle Merkmale der größten Unruhe gegeben hatte, sagte, indem er sich zur Mutter wandte, daß er sein Aeüßerstes gethan hätte, um dieser Geschäftsreise auszuweichen; daß die Schritte, die er deshalb beim General en Chef, und dem General K..., seinem Onkel, gewagt hätte, die entscheidendsten gewesen wären, die sich hätten tun lassen; daß man aber geglaubt hätte, ihn dadurch aus einer Schwermuth aufzurütteln, die ihm von seiner Krankheit